

## Die ländlichen Kirchspiele in Minden-Ravensberg.

Die Gründung der ländlichen Kirchen und ihrer Kirchspiele verlieren sich sowohl im Bistum Minden wie in der Grafschaft Ravensberg in völliges Dunkel. Es sind mehr oder weniger unsichere Überlieferungen, die die Entstehung der ältesten Kirchen noch Karl dem Grossen zuzuschreiben wagen, wie die Entstehung Rehme und Bergkirchen. Man ist hier auf allerlei Rückschlüsse angewiesen. Man wird annehmen dürfen, dass Kirchen, die etwa als Sitze des Archidiakonats in das Licht der Geschichte treten, oder das Patrozinium des St. Johannis bapt. Besassen, zu den Unterpfarreien gehören. Beides trifft zu bei Schildesche, dessen Propst zunächst einen eigenen Archidiakonats-Bezirk hatte und dessen Kirche eine St. Johannis-Kirche war. Die Kirche war schon, als Marksuhl das Kloster in Schildesche (939) stiftete, vorhanden. Auch Heepen wird eine alte Kirche sein. Schon 1236 wird Heepen von Bielefeld getrennt, ebenso Kirch-Dornberg mit seiner Peters-Kirche, das eng verbunden mit Herford erscheint. Auf das Alter Oldendorf unterm Limberg weist schon sein Name. Jellinghaus bezeugt, dass die Orte mit der Endung «dorf» auf eine von einem Edeling gegründete Genossenschafts-Siedlung ältester Zeit deuten. Oldendorf ist umgeben von Dörfern, die meist auf «hausen» enden, die man in die karolingische Zeit setzt. Oldendorf könnte nicht seinen Namen haben, wenn es nicht älter als diese Orte der karolingischen Zeit wäre. Seine Kirche, dem Dionysius geweiht, aber weist auf Herford, Corvey und deren Missionstätigkeit. Danach ist die Kirche zu Oldendorf sicher noch in das 9. Jahrhundert zu setzen. Urkundlich erscheint sie zuerst 969-996. Man nimmt wohl zu Recht an, dass im Gau Angelbeke (Hunte), zwei geistliche Strahlpunkte gewesen seien, von denen die erste Christianisierung ausging. Osterkappeln, in der Pflege der Osnabrücker Bischöfe, und Oldendorf, in der Mindener. In der grossen Oldendorfer Parochie lagen allein von später osnabrückischen Kirchen oder Kapellen die zu Rabber, Wimmer, Lintorf und Barkhausen, von später ravensbergischen Börninghausen und Holzhausen. Dagegen gehörte Blasheim in die Lübbecker Kirche.

Die ältesten Kirchen waren zunächst aus Holz errichtet. Daher liest man soviel von Kirchenbränden. Erst im 10. Jahrhundert setzt der Steinbau ein, die Fensteröffnungen mochten damals nur mit Tüchern verhängt sein. Doch wird Glas auch schon unter Karl dem Grossen erwähnt. Eine Taufkapelle stand nicht weit von der Kirche, zur Vollziehung der Taufe. So stand in Minden die Kapelle St. Johannes bapt. Unweit des Doms. Auch eine Gärkammer fehlte der Kirche nicht, in der die Priester die priesterlichen Gewänder anlegten. Der Träger des Amtes an einer Kirche hiess plebanus. Man übersetzte den Pleban auch wohl mit Leutpriester, und nannte ihn später rector ecclesiae, das heisst: Kirchherr. Das Wort Pfarrer (Parochus) kam erst kurz vor der Reformation auf.

Auch an den Pfarrkirchen fanden sich mehrere Geistliche aller, auch der unteren Weihgarde, die hier das Nötigste zum künftigen Beruf praktisch erlernten.

Jede Pfarrer war mit einer dos (Dotation) ausgestattet, die nach einer Anordnung Karls des Grossen aus einer curtis (Hof) und zwei Mansen (Bauerngüter) bestehen sollten. Dazu kam das Zehntrecht. Der Pfarrsprengel umfasste eine grosse Anzahl umliegender Ansiedlungen, die im Laufe des Mittelalters teilweise abgezweigt und selbständig wurden.

Von Pfarrhäusern hört man wenig. In der Errichtungsurkunde des Kirchspiels Sassendorf (1313) bei Soest, wird eine domus decens pro sacerdote ein Haus für den Priester erwähnt. In Werl, in derselben Gegend wird 1458 die domus dotis, Pfarrhaus erwähnt. Erst nach der Reformation tritt das Pfarrhaus mehr hervor.

Ueber zwei besondere Eigentümlichkeiten der alten Kirchen ist noch zu reden. Zuerst seien die Patrozinien genannt. Jede Kirche hatte einen Namen. Der Pater, dem sie ihn verdankte, war einer aus der Schar der himmlischen Heiligen, dem sie zu Schutz und Schirm anvertraut war und der darum ihr Patron genannt wurde. Wenn irgend möglich, suchte man sich von ihm eine Reliquie, etwa einen Knochensplitter zu verschaffen, der im sepulcrum, einer Öffnung an der Rückseite des Altars verwahrt wurde.

Neuerdings zieht man mit Recht die Patrozinien als Zeugen für die Gründungsgeschichte von Kirchen heran. Es spiegeln sich, wie schon gesagt ist, in der Wahl dieser Patrone geschichtliche Tatsachen. Die Urkirche oder das Stift, die eine neue Kirche gründeten, teilten ihr aus ihrem Reliquienschatz mit und vermittelten ihr dadurch ihr Patrozinium, ihren Namen. Aus eben diesem Namen aber kann man noch heute auf diese Zusammenhänge schliessen, über die keine sonstige Urkunde Zeugnis gibt. Und da ergibt sich die Tatsache, dass neben dem bischöflichen Stuhl von Minden, der zur Förderung christlich-kirchlichen Lebens ausdrücklich bestellt war, es in unserem Lande die beiden eng verbundenen Klöster Corvey und Herford waren, die in missionierender Tätigkeit voran standen. Wobei Corvey als ein Männerkloster die führende Stellung inne hatte,

Herford aber zurücktrat. Daran liegt es, dass wir keine weitere Pusinnenkirche im Lande haben, als das Herforder Münster. In Corvey war der heilige Veit der Hauptheilige, aber man verehrte hier auch den heiligen Dionysius, von dem man Reliquien aus St. Denis bei Paris erhalten hatte. Wie es scheint, erhielten besonders die Kirchen, die über Herford mit Corvey in Verbindung standen, das Patrozinium des heiligen Dionysius. Die in Herford erzogene Königin Mathilde gab es dem von ihr 948 in Enger gegründeten Stift. Und das Rätsel, dass es weiterhin im Münsterland, neben den auch vorkommenden Vitus-Kirchen, solche des Dionysius gab, löst sich wenn man erfährt, dass Herford dort Besitzungen oder Beziehungen hatte. Übrigens erstreckte sich auch der Machtbereich der Grafen von Ravensberg bis weit in das Münsterland, wo sie unter anderem Vögte des Stiftes zu Borghorst waren.

Erst recht ergeben sich Beziehungen zwischen dem Bistum Minden und Corvey. Der erste Bischof von Minden, Herkumbert, soll vorher Abt von Corbie gewesen sein. Doch spiegelt sich in dieser Nachricht vielleicht nur die alte Gemeinschaft beider Stiftungen ab. Der zweite Bischof, Harthward, soll der translatio St. Viti nach Corvey beigewohnt haben. Bischof Anno (1173-1185) erbat und erhielt von Corvey Reliquien. So fanden sich auch im Domschatz zu Minden Partikeln vom Körper des heiligen Dionysius.

Danach ist es nicht wunderbar, dass im Bistum sich mehrfach das Patrozinium des Dionysius bei Stiftern oder Kirchen findet, wie bei Kloster Möllebeck oder Oldendorf unterm Limberg. Dass hier eine direkte Einwirkung Corveys vorliegen muss, geht aus dem Umstand hervor, dass die in der früheren Oldendorfer Mark entstandene Kirche zu Börninghausen das Patrozinium des heiligen Veit hatte.

So erweisen sich auch hier die Patrozinien als «Herkunftsmarken», aus denen man auf den Ursprung und einigermassen auch auf das Alter der mit ihnen benannten Kirchen schliessen kann. Für manche heutige Familie aber haben sie noch besondere Bedeutung. Denn die Namen der Patrone wurden innerhalb der Parochie gern als Taufnamen verwertet, die ihrerseits zu Familiennamen mit einigen Veränderungen wurden, aber ihren Trägern sagen können, welches die kirchliche Heimat ihrer Familie ist. So erscheint es immerhin bemerkenswert, dass in Minden mit den vielen Dionysius-Beziehungen es den Familiennamen Nies gab: der erste Prediger des Evangeliums war Albert Nies an St. Marien.

Die zweite besondere Eigentümlichkeit der alten Kirchen ist der sie umgebende Kirchhof oder Friedhof. Der letzte Name bedeutet den gefreiten Raum, der ebenso wie die Kirche selbst den gewöhnlichen Gesetzen entnommen ist. In diesem Sinne kommt das Wort schon im «Heliand», jener altsächsischen Evangelienharmonie vor. Es ist der Hofraum an der Burg des «Bischofs» Kaiphas, der Vorhof, auf dem die Verleugnung des Petrus geschah. Dieser gefreite Raum um die Kirche bot sich nicht allein für die Toten als die letzte Ruhestätte. Gern ruhte man im Schatten der Kirche auf einer Stätte, die teil an ihrer Heiligkeit zu haben schien. Auch das Asylrecht der Kirchen übertrug sich auf die Friedhöfe. Als der Friedhof von Rahden (1544), durch Blutvergiessen entweiht wurde, muss seine Immunität (Unantastbarkeit) durch Bischof Franz II. ausdrücklich wieder hergestellt werden. Sicher gab dieses Asylrecht wohl auch Anlass zu Missbräuchen. Wenigstens mussten die Franziskaner in Bielefeld 1540 versprechen, fortan keine Mörder in ihre Freistätte aufzunehmen. Endlich war der Friedhof die Stätte, auf der unter der Gerichtslinde, dem «Dingbaum», die Gemeinde zusammentrat, Gericht zu halten. Denn Recht und Religion waren eng verbunden. Kult- und Dingstätte gehörten zusammen. Hagedorn der alte Jöllenbecker Pfarrer berichtet aus dem 18. Jahrhundert, «die Linden sind noch voritzo auf den meisten Kirchhöfen anzutreffen. Keine Linde aber in ganz Ravensberg konnte sich mit der Linde vergleichen, die in Halle am Kirchhof stand, deren weit ausgebreitete Zweige auf untergebauten Mauern ruhten. Sie wurde 1726 gefällt. Meinders aber widmete ihr ein lateinisches Klagelied». Wieder war es ein anderes Bild, das die Linden auf dem Schildescher Kirchhof 1630-1633 boten. Unter ihnen hielten die Evangelischen, als ihnen die Kirche genommen war, Gottesdienst. In dem lippischen Schötmar aber stand der Freistuhl des Feme-Gerichts sub tilia juxta coemiterium unter der Linde am Kirchhof.

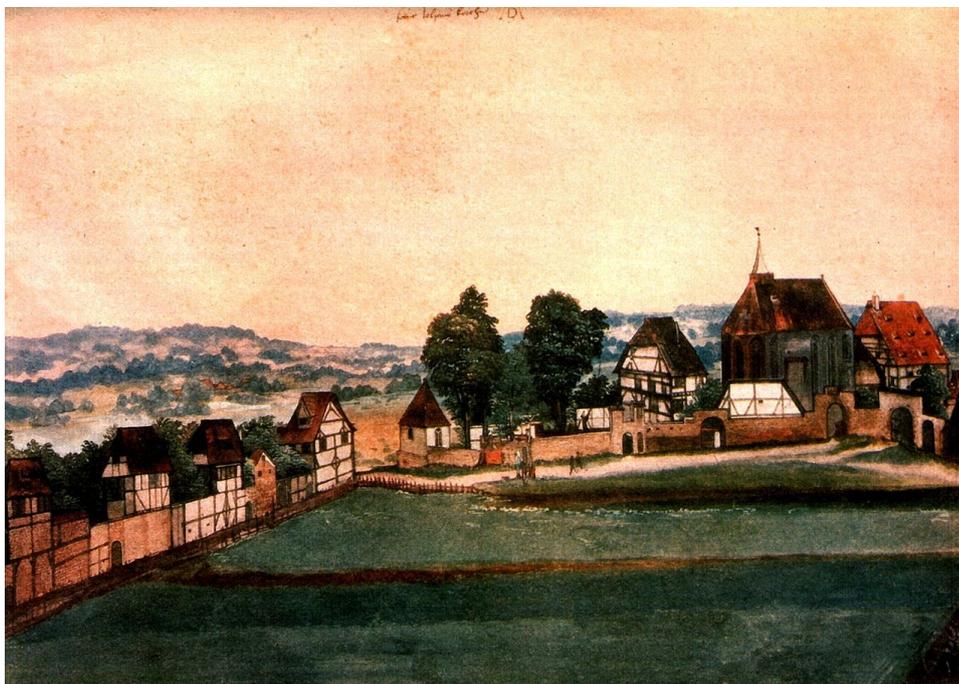
Endlich hatten die Friedhöfe noch eine Bedeutung, die nicht übersehen werden darf. Es waren raue Zeiten. Die Fehden hörten nicht auf. Man suchte in ihnen nicht so sehr die schnelle Entscheidung des offenen Kampfes, als die Schädigung des Gegners an Land und Leuten durch Raub und Brand, wie denn das alte westfälische Sprüchlein besagte: «Raub und Brand ziert den Krieg, wie das Magnifikant die Vesper». Darum bauten die Ritter ihre festen Häuser auf Bergesgipfeln oder hinter breiten Gräben, die Bürger gürteten ihre Städte mit Wall und Mauern und festen Tortürmen. Aber auch die Dörfer umgaben sich mit Verhauen und sie bauten als letzte Zufluchtsstätte den Friedhof zum Bergfried aus, in den man in Zeiten der Not sich selbst, Weib und Kind, Hab und Gut barg. Gern legte man ihn auf einer Höhe an, und umschloss ihn mit einer Mauer, der oft weder

Wehrgang noch Schiessscharten fehlten. In der Ebene sicherte ihn Wall und breiter Wassergraben. Die Kirche aber in seiner Mitte mit ihren dicken Mauern und den kleinen Fenstern des romanischen Stils, vor allem der Turm mit seinen engen Schiessscharten ähnlichen Lichtöffnungen, mit seinen Glocken, die den Notschrei weithin erschallen liessen, boten die letzte Zuflucht. Noch heute geben die jetzt oft zerbröckelnden Umfassungsmauern, wie etwa dem lippischen Meinberg, Zeugnis von dem allen. Im Innern der Mauern entstanden in Anlehnung an sie die sogenannten Gademen, Baulichkeiten, die die flüchtige Bevölkerung mit dem nötigsten Hausrat aufnehmen sollten. Sie erwuchsen später zu Wohnhäusern für die sogenannten Kirchhöfer (Wördener), also für kleine Händler und Handwerker, die dafür eine Rente (Wortzins), zu zahlen hatten.

Aber diese Friedhöfe hatten auch eine strategische Bedeutung für die ganze Landschaft. In Münster lag die uralte Domfreiheit, der Friedhof, auf seiner Höhe am Aafluss, die alte Königstrasse, via regia, beherrschend, die sie zwang von ihr nach Osten abzubiegen, um hinter ihr die alte Richtung wieder aufzunehmen. Wer sie innehatte, war Herr des einzigen grösseren Verbindungsweges zwischen dem Norden und Süden des Landes. So liegt Oldendorf unterm Limberg an der uralten Strasse, die am Nordabhang des Wiehengebirges von Minden nach Osnabrück führt. Die Strasse traf kurz nach ihrem Eintritt in den Ort auf den Friedhof, um vor ihm nach Norden abzubiegen, ihn im Bogen zu umgehen und jenseits die alte Richtung wieder aufzunehmen. Dieser Friedhof war, ausser durch eine Mauer, durch die an ihr entlang fliessende kleine Aue geschützt, die die Ähnlichkeit mit der Lage in Münster vollendet und eine Mühle treibt, wie sich das bei kirchlichen Stiftungen aus karolingischer Zeit mehrfach findet. Dadurch war die Überwachung der Strasse sicher gestellt. Der Friedhof war ein fester Punkt zum Schutz der umliegenden Landschaft.

Diese Bedeutung kann nicht angezweifelt werden. In Schildesche wurde 1258 der Kirchhof mit seinen vielen Speichern «zu einer Burg» ausgebaut. Die Urkunde, die der kölnische Erzbischof Heinrich II. über die Errichtung der Parochie Sassendorf bei Soest 1313 ausstellt, bestätigt das Gesagte. «Es geschieht häufig», so lesen wir hier, «dass bei den feindlichen Überfällen die Dorfbewohner wie gescheuchte Schafe auseinander laufen, einzeln gefangen und unmenschlich gequält werden, weil sie keine Zufluchtsstätte haben, in die sie sich bergen können. Deshalb soll ihnen erlaubt sein, eine Kirche mit einem befestigten Kirchhof zu erbauen, dass er ihnen ein ramessidisch et Refugium, Schutz und Zuflucht sei».

Es ist klar, dass um dieses Zweckes willen der Friedhof oft genug in jenen unruhigen Zeiten eine Stätte des Kampfes sein musste. Das schildert Uhland in seinem Gedicht über die Schlacht bei Döffingen: «Am Ruheplatz der Toten, da pflegt es still zu sein», aber jetzt heisst es: «Wer tot zu Boden sinket, hat hier nicht weit ein Grab». Und spielen nicht noch in neueren Schlachten die hoch gelegenen Kirchhöfe ihre Rolle? Als die Franzosen 1757 in Bielefeld eindringen, verteidigt eine Jägerkompanie den mit einer Mauer umgebenen Altstädter Kirchhof. Aber auch in den Schlachten von Hochkirch, Ligny (1815), Kissingen (1866), spielen die Kirchhöfe eine Rolle.



Johannisfriedhof in Nürnberg  
Aquarell von Albrecht Dürer ca. 1489